

Erich Wustmann



**Mit der EXAKTA Varex
durch Mato Grosso
zum Amazonas**

Wenn Erich Wustmann, der weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannte Südamerika-Forscher, in diesem kurzen Expeditionsbericht auch sein Bekenntnis zur EXAKTA Varex ablegt, bedarf das eigentlich keines Kommentars. Wer zum wiederholten Male monatelang im größten Urwald der Erde untertaucht, wer sich mit seinen Geräten dem mörderischen Klima aussetzt und dann mit einem wahrhaften Schatz von Lichtbildern in die zivilisierte Welt zurückkehrt, der weiß genau, auf welche Geräte er sich rückhaltlos verlassen kann. Wenn wir dazu ganz am Rande etwas bemerken dürfen, dann vielleicht folgendes: Das Schicksal der einzelnen EXAKTA Varex ist beim Verlassen des Werkes durchaus unbekannt. Hier setzt ein Forscher seine Kamera im Urwald den härtesten Prüfungen aus, dort wird sie in der Arktis oder im ewigen Schnee des Himalaja ebenso strapaziös benützt, der Techniker spannt sie für zermürende Dauerversuche im Labor ein, und dem Arzt dient sie als völlig beschwerdelos zu bedienendes Registrierinstrument gerade der schwierigsten Operationen. Überall also eine weit vom großen Strom der Lichtbildner abzweigende Spezialisierung, eine konzentrierte Belastung unter den verschiedensten Bedingungen. Die Eignung dazu muß demnach in jeder einzelnen Kamera stecken, sowohl hinsichtlich der konstruktiven Vielseitigkeit als auch in bezug auf die absolute Funktionssicherheit. Wir danken also dem Freund unserer Kamera, dem Forscher und Schriftsteller Erich Wustmann, daß er in seine schlichte Anerkennung soviel Wahrheit und Überzeugungskraft gelegt hat, und wir wünschen ihm für seine künftige Arbeit den allerbesten Erfolg.

IHAGEE KAMERAWERK AG I. V.

Herausgeber: Ihagee Kamerawerk AG i. V., 8016 Dresden
Farbklichs: VEB Landesdruckerei Sachsen, 801 Dresden • Druck: Förster & Borries KG, 95 Zwickau
Ag 091/70/011/65

Titelentwurf: Herbert Gerhardt, Dresden
Sämtliche Aufnahmen wurden von Erich Wustmann mit der EXAKTA Varex hergestellt



Mit der EXAKTA Varex durch Mato Grosso zum Amazonas

Wenn ich eine Expedition durchführe, brauche ich eine gute Mannschaft, eine erstklassige Ausrüstung und eine Portion Glück. Ohne diese drei geht es nicht.

Ich hatte alles beisammen, lag im warmen Sand am Rio Araguaia, also tief drin in Brasilien, hatte über mir den Sternenhimmel und nicht weit entfernt eine Herde Brüllaffen, die fürchterlich randalierte. Sobald die Sonne untergegangen ist, fangen sie an zu brüllen, als befänden sie sich in größter Not. Wir kannten ihr Theater und hörten kaum noch hin. Solange sie spektakelten, waren weder Menschen noch Raubtiere in unmittelbarer Nähe. Wenn ein Jaguar dazwischenfuhr, krakeelten sie ganz anders.

Inge hatte Küchendienst, und Günther saß unten am Wasser, um Fische zu fangen. Von Zeit zu Zeit hörte ich ihn fluchen. Dann war ganz bestimmt ein Piranha herangekommen und hatte den Köder mit Haken und Schnur abgebissen.

Diese Nächte waren unbeschreiblich schön. Jetzt fühlten wir uns wohler, brauchten nicht mehr zu schwitzen und uns auch nicht mehr zu plagen, konnten ausruhen und wunschlos glücklich sein. Wir waren allerdings

bescheiden wie die Indianer, denn wir lebten in einer Wildnis, die kein Erbarmen kennt. Wer hier Ansprüche stellen wollte, konnte zu Hause bleiben.

Günther schwelgte in Anglerträumen, obwohl er von der Angelei überhaupt nichts verstand. Er glaubte, daß er mit einem Haken Fische sämtlicher Arten und Größen fangen konnte. Dabei gab es in diesen Gewässern fast alles, was — vom kleinsten Zierfisch angefangen bis zum zwei Meter langen Pirarucu — Flossen und Gräten besaß. Was Günther tatsächlich fing, waren handtellergroße Fische, die eigentümlich knurrten. Auch Piranhas kamen auf unsere Speisekarte.

Als Inge zum Abendessen rief, schwiegen bereits die Brüllaffen. Günther kam vom Fluß herauf. Wir setzten uns um das Feuer und löffelten den Kaiserschmarren, den es immer dann gab, wenn wir nichts geschossen hatten. Vielleicht war er nicht ganz echt, denn er wurde bei uns mit Schildkröteneiern hergestellt. Wenn ein besonderer Anlaß vorhanden war, wenn einer von uns Bauchweh hatte und die anderen ihn trösten mußten, tranken wir hinterher einen prächtigen Eierlikör. Wir stellten ihn her, indem wir reinen Alkohol mit Wasser, Zucker und Schildkröteneiern verrührten. Das war unser einziger Luxus auf unserer ganzen Expedition.

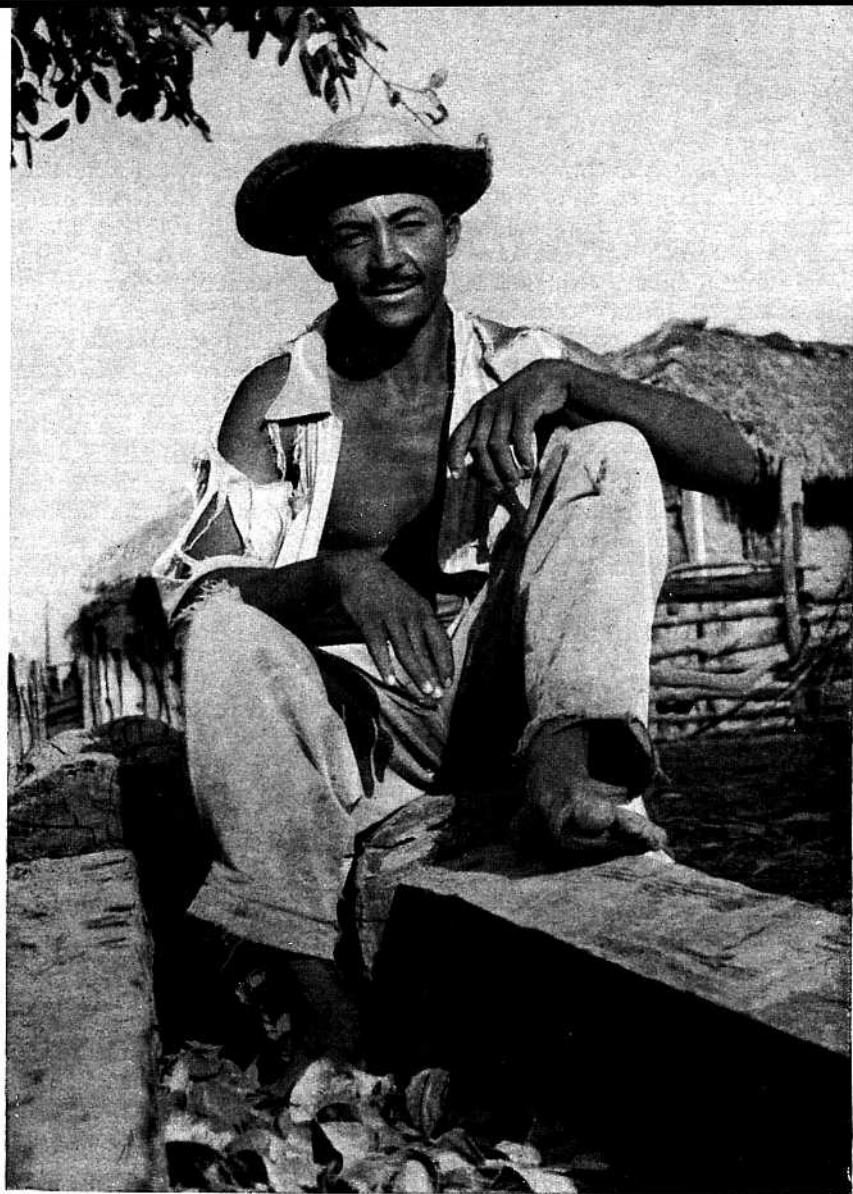
Wie so oft zu nächtlicher Stunde plätscherte im Wasser irgendein Tier. Es konnte ein Kaiman, ebensogut aber auch ein Wasserschwein sein. Günther nahm von der Zeltstange die Winchesterbüchse herab und verschwand in der Dunkelheit.

„Wenn mich jetzt meine Großmutter sehen könnte, würde sie mich arg bedauern“, sagte Inge, indem sie sich in den Sand legte. „Wann habe ich das letztmal ein Bett gesehen? Es war vor vielen Wochen.“

„Deine Schuld“, brummte ich und streckte mich behaglich aus. Plötzlich krachte ein Schuß. Ein zweiter folgte. Wir rührten uns nicht und blinzelten nach den Sternen. Wenn Günther uns brauchte, genügte ein Ruf. Uns konnte nicht einmal mehr ein Tapir erschrecken, wenn er mit Donneregepolter aus dem Busch brach und knapp an uns vorbei ins Wasser preschte, daß uns der Sand um die Ohren flog.

„Nichts.“ Günther hängte das Gewehr an die Stange und streckte sich ebenfalls aus.

Über dem Wald von Mato Grosso stand auf einmal ein roter Schein. Die Indianer brannten den Busch ab, um Pflanzungen anzulegen oder besser jagen zu können. In diesem Gebiet konnte sich kein weißer Pflanzler halten, und die Caboclos, diese Mischlinge mit weißem, negroidem und indianischem Blut, hüteten sich, hier ihre Hütten zu erbauen. Ein umherstreifender Zweig der Chavantes-Indianer sorgte dafür, daß jeder Fremde erschlagen wurde. Die Indianer blieben unsichtbar. Nichts verriet ihre Anwesenheit. Mitunter ließen sie ein Gebiet jahrelang in Ruhe. Kürzlich hatten sie eine Caboclohütte über-



Caboclo. Sie waren uns gute Freunde und Helfer.

fallen, die Insassen niedergemacht und Feuer angelegt. Uns verfolgten sie viele Tage lang.

Um diese Jahreszeit brannte die Wildnis überall. Es war am Ende der Trockenzeit. Dicke Rauchwolken standen am Himmel.

Wir lagerten immer auf einer Sandbank, um die nähere Umgebung übersehen zu können. Hier waren wir vor Raubwild, feindlichen Indianern und Bränden einigermaßen sicher. Bevor wir ein Lager aufschlugen, betrachteten wir uns die Spuren im Sand. Sahen wir die Fährte eines Jaguars oder besonders große Schleifspuren der Krokodile, dann mußten wir trockenes Holz herbeischleppen, um das Feuer zu unterhalten. In meinem Buch „Weiter Weg in Tropenglut“ berichte ich etwas ausführlicher über einige unangenehme Zwischenfälle. Ich kann nur sagen, daß wir oft im letzten Augenblick aufwachten, wenn ein Tier in die Nähe kam. Dann galt unser erster Griff den Waffen. Bevor die Sonne aufging, stand ich am nächsten Morgen auf und sah mich nach etwas Eßbarem um, denn im Morgengrauen kommen die Tiere aus dem Busch heraus zur Tränke. Dann weckte ich die Gefährten, und gemeinsam brachen wir das Lager ab. Seit Wochen trieben wir den Rio Araguaia hinab. Wir mußten gewöhnlich die Morgenstunden ausnutzen, um voranzukommen. Gegen elf Uhr kam uns der Wind entgegen.

Dieser Wind machte uns zu schaffen. Ich hatte zwar mit ihm gerechnet, doch er hielt uns trotzdem länger auf, als uns lieb war. Er kam so regelmäßig, daß wir ihn auf die Viertelstunde voraussagen konnten. Wenn seine ersten Stöße aufkamen, suchten wir eine Sandbank auf. Dreimal landeten wir im Gebiet der wilden Chavantes-Indianer, ohne daß sie uns erwischten. Es gab Tage, an denen der Sand höllisch glühte und wir ihn nicht betreten durften. Dann drückten wir uns auf dem nassen Ufer umher, badeten und warteten auf das Abflauen des Windes. Die große Gefahr lag darin, daß der aufwirbelnde Sand unsere Apparate unbrauchbar machte. Wir besaßen zwei EXAKTA-Varex-Kameras, eine Filmkamera und ein Tonbandgerät. Waffen, Feldstecher und einige andere Geräte ließen sich reinigen und zählten nicht. Unsere ganze Sorge galt den Apparaten. Der feine Sand drang in die Kisten und Koffer, schmuggelte sich in die Futterale ein und verbarg sich in den Objektiven. Wenn wir an den Fassungen drehten, knirschte der Sand. Im Anfang wickelten wir die Kameras in unsere Decken, aber schließlich waren die Decken genauso versandet, und es gab nichts, um die Apparate zu schützen. Bei jedem Filmwechsel nahmen wir den Staubpinsel und säuberten sie, so gut es ging. Ich muß vorausschicken, daß nicht ein Sandkörnchen in den Mechanismus der EXAKTAs gekommen ist. Sie arbeiteten am letzten Tag unserer Expedition genauso präzise, wie in den ersten Tagen meiner vierzehnmonatigen Expedition.

Possierlich sind die Papageien, die vom Sittich bis zu den schönen Araras in vielen Arten vertreten sind. Bei den Indianern werden sie als Haustiere gehalten. Wenn sie sich erst einmal an den Menschen gewöhnt haben, fliegen sie nicht mehr weg. Mitunter treten sie in großen Scharen auf und richten auf den Feldern der Caboclos erheblichen Schaden an.



Eines Tages hatte ich das Pech, eine EXAKTA fallen zu lassen. So weit ich sehen konnte, gab es nur Sand, aber mir zu Füßen lag ein Stein, und auf den fiel die Kamera mit dem Objektiv. Ich hob sie mit gemischten Gefühlen auf: die Objektivfassung war eingedrückt und die Springblende verklemmt. Wir besaßen eine Menge Objektive, aber gerade dieses Objektiv lag mir am Herzen. Ich nahm eine kleine Zange und fing an, den Objektivrand auszurichten. Es gelang mir ohne weiteres, der Schaden war kaum noch zu sehen, und die Kamera brauchte nach der Beendigung meiner langen Reise nicht einmal repariert zu werden.

Inge verstauchte sich den Fuß und konnte tagelang nicht auftreten. Wochenlang ging sie bandagiert. Das war nicht so schlimm. Wie oft bekamen wir Verdauungsstörungen und mitunter sogar leichtes Fieber. Das ging ja alles wieder vorüber. Selbst als sich Inge und Günther zwei Tage in die Hängematten legen mußten, weil sie Leberschmerzen bekamen, nahmen wir uns das nicht zu Herzen. Viel wichtiger waren die Apparate. Wenn sie versagten, konnten wir umkehren. Auf unserer Expedition galt es, 11 000 Kilometer zu bewältigen!

Manchmal konnten auch mir die Apparate gestohlen bleiben. Wenn wir tief im Mato steckten, in dem dichtesten Gewirr des großen Urwaldes uns mit den Buschmessern einen Weg bahnten, jeder Zweig mit spitzen Dornen nach uns griff und die Haut aufriß; wenn uns die Zecken plagten, der Schweiß in den Augen brannte und das Herz bis zum Hals herauf schlug, dann baumelte die Kamera auf meinem Rücken, und ich dachte gar nicht daran, sie in die Hand zu nehmen. In der Rechten hielt ich das Messer, in der Linken das Gewehr, und wenn der Kamerariemen gerissen wäre, hätte ich sie vielleicht liegen lassen. Es ist ein erbärmliches Gefühl, richtig fertig zu sein. In diesem Zustand eine Aufnahme zu machen, kostet eine unmenschliche Überwindung. Obendrein ist es im Urwald so dunkel, daß eine Aufnahme kaum lohnt. Jedenfalls ist die Farbaufnahme immer ein Risiko.

Die Kameras waren überall dabei. Wir haben sie oft genug zum Teufel gewünscht. 3000 Aufnahmen wollen gemacht sein! Dazu kamen die Filme und Tonbänder. Einmal sagte Günther: „Ich habe immer geglaubt, eine Expedition sei ein Vergnügen. Eine Viecherei ist es! Schert euch zum Teufel, und laßt mich hier verrecken!“

Kaum einen Tag später lagen wir am Feuer, lauschten der Nacht und hörten den Zikaden zu, die im nahen Buschwerk sirrten. Da sprach er verträumt: „Zehn Jahre meines Lebens gebe ich her, um so etwas zu erleben. Diese Expedition ist das Schönste, was mir Brasilien geben konnte.“

„Und die Viecherei?“, fragte ich.

„Ohne sie wäre es halb so schön. Ein Glück, daß sie dazugehört! Sonst käme jeder Nichtsnutz hierher und verschandelte die Wildnis.“ Inge

und Günther waren Pfundskerle. Sie waren miteinander verheiratet, wohnten in São Paulo und hatten es sich nicht träumen lassen, einmal auf Expedition und unter Indianern zu sein. Das Schicksal führte uns zusammen. Inge hatte kürzlich promoviert, war Tierärztin und konnte deshalb die geschossenen Enten so gut rupfen und mit peinlicher Genauigkeit ein Ferkel in seine einzelnen Bestandteile zerlegen. Die Fleischzubereitung war ihre Angelegenheit. Günther fungierte als erste Küchenhilfe.

Die Arbeitseinteilung war so geregelt, daß wir darüber nicht mehr zu sprechen brauchten. Jeder Handgriff saß. Es begann am frühen Morgen und endete in dunkler Nacht. 300 Kilogramm Gepäck mußten vom Land ins Boot und umgekehrt wieder ins Lager gebracht werden. Günther war Küchenhilfe, Waffen- und Tonmeister, Dolmetscher, Jäger und Vordermann im Boot. Inge verwaltete als Medizinfrau die Apotheke, war für das regelmäßige Einnehmen der Tabletten und Führung des Kalenders verantwortlich, errang als Köchin unsere besondere Zuneigung, durfte uns im Gebrauch der Waffen nicht nachstehen, paddelte, schleppte mit uns das Gepäck und bekam als hervorstechende Zierde einen bunten Strohhut, bis er ihr mitten auf dem Araguaia davonflog und sie meinen zerbeulten Deckel bekam, den ich sowieso kaum aufsetzte.

Ich hatte auch einiges zu tun. Wenn die Filmkamera schnurrte, blieb keiner von ihr verschont. Es gab überhaupt viele Arbeiten, die wir gemeinsam verrichteten. Abends mußte ich das vorlesen, was ich tagsüber oder während des Kochens geschrieben hatte. Meine Reisebeschreibung schrieb ich unterwegs, ebenso das Buch „Crao, Indianer der roten Berge“. Wenn ich zu wenig geschrieben hatte, drohten Inge und Günther, meine Ration zu kürzen.

Da saß ich manchmal in einer Höllenglut auf der Sandbank, während der Wind über das Wasser pfiß und den Sand aufwirbelte, und preßte Zeile um Zeile aus meinem Gehirn. Erbarmungslos brannte die Sonne auf uns herab. Unsere Haut war wie Leder. Wir sahen braun aus wie die Indianer. Immer wieder sprangen wir ins Wasser, tauchten schnell unter, wagten uns in die kühlere Tiefe und kamen rasch wieder zurück, weil es sehr viele Piranhas und Krokodile gab. Der Fluß war während der Trockenzeit ganz klar, und wir tranken das Wasser kübelweise. Im Anfang gab es Zitronen, aber dann sahen wir wochenlang keine Früchte. Es gab Orangen, die wie vertrocknete Schwämme auf den Bäumen hingen. So manche Fruchtart, die wir hier und dort entdeckten, kannten wir nicht, und es ist nicht ratsam, unbekanntes Obst zu essen, weil viele Früchte giftig sind.

Eines Abends sahen wir unweit unseres Lagers ein Feuer brennen. Es war noch im Gebiet des Chavantes. Ich nahm die Winchester und pirschte mich heran. In dieser Gegend muß man seine Nachbarn unter

die Lupe nehmen, um vor unliebsamen Überraschungen sicher zu sein. Hier gilt nur das Gesetz der Wildnis.

Ich sah einen großen blonden Mann, der am Feuer saß und am Spieß ein Fleischstück drehte. Alles deutete darauf hin, daß er allein war. Von unserem Lagerplatz aus beobachteten wir ihn noch eine Weile, bis sein Feuer abbrannte. Da legten auch wir uns hin. Am nächsten Morgen kam ein kleines, mit einem Segel besetztes Boot den Fluß herauf. Ein ausgetrockneter, bärtiger Mann half durch Staken nach. „Hallo!“ rief er und hielt auf uns zu. „Bei Landsleuten kann man wohl an Land kommen, ohne erst zu fragen!“

„Woher wissen Sie das?“, fragte ich erstaunt.

„Habe mich gestern abend herangepircht und ein wenig gelauscht. Nichts für ungut. Sie werden wahrscheinlich ebenfalls in meiner Nähe gewesen sein.“

Wir schüttelten uns kräftig die Hände. Als wir bei einer Tasse Kaffee saßen, erzählte er: „Bin seit zwanzig Jahren in diesem gelobten Land. Bis zu diesem Kanu habe ich es gebracht. Außerdem besitze ich noch eine Kiste Handwerkszeug, eine Flinte und eine Hängematte. Das ist alles.“

„Und wohin geht die Reise?“

„Seit Wochen den Fluß hinauf. Manchmal geht es einen anderen Strom hinab, je nachdem. Wo etwas kaputt ist, repariere ich das Ding. Die Caboclos kennen mich genauso wie die Indianer. Wohin wollt ihr?“

„Noch ein Stück stromab, dann hinüber zum Tocantins und den Rio Negro hinauf. Unser Ziel sind verschiedene Indianerstämme.“

„Dann will ich nicht länger stören. Grüßt mir die alte Heimat!“

Kopfschüttelnd sahen wir ihm nach. Ob er wohl mit seinem Leben zufrieden war? —

Die Jagd nahm auf unserer Reise viel Zeit in Anspruch. Wir schossen hauptsächlich Enten und andere Vögel, also all das, was wir möglichst vom Wasser aus erreichten. Das Schießen war ja sehr einfach, nur wußten wir manchmal nicht, wie wir an Land und zu der gefallenen Beute kommen sollten. Das Buschwerk reichte ins Wasser hinein und bildete eine undurchdringliche Barriere.

Viele große Vögel sahen wir auf den Bäumen sitzen. Unsere ornithologischen Kenntnisse reichten nicht so weit, um sie alle beim Namen zu nennen. Die Kormorane hätten wir sehr leicht bekommen können, weil sie auf den aus dem Wasser ragenden Baumleichen hockten, doch war uns ihr Fleisch viel zu zäh. Mit einem Schuß versuchten wir, möglichst zwei oder gar drei Vögel zu treffen. Fielen sie herab, dann trieben wir das Kanu ins Buschwerk hinein, gebrauchten die Buschmesser und arbeiteten uns an Land. Halbnackt krochen wir umher, rissen uns an den Dornen, brachen mit dürrem Gehölz zusammen, kletterten auf die Bäume und plagten uns redlich, um die abgeschossenen Vögel zu finden.



So zogen wir in die Wildnis hinein.

Einmal blieb ein geschossener Vogel im Gezweig eines schrägstehenden Baumes hängen. Als ich hinaufkletterte, neigte sich der Baum und stürzte in den Fluß. Die Piranhas schienen auf den bunten Vogel nur gewartet zu haben, denn das Wasser quirlte auf, und von der Beute blieben lediglich einige Federn übrig. Ich packte einen Ast, zog mich aus dem Wasser, schwang mich hoch und sah grimmig lachend den verwünschten Piranhas zu.

Günther pirschte mit der EXAKTA die großen Vögel an. „Lauf nicht so weit weg und schieß, wenn du dich nicht zurückfindest“, riet ich ihm. Widerwillig nahm er die Pistole an sich. Lange Zeit hörten wir nichts. Inge rupfte Vögel, während ich mein Tagebuch schrieb. Wir waren im Boot geblieben, weil an dieser Stelle kaum an Land zu kommen war. Übrigens durfte unser Kanu niemals unbemannt bleiben, solange es beladen war und im Wasser lag. Der Verlust unseres Fahrzeuges wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Ende unserer Expedition.

„Wo er nur bleibt?“, fragte Inge.

Ich jagte zwei Kugeln aus der Pistole. Von weither kam die Antwort. Natürlich hatte sich Günther verlaufen. Fast nackt, mit der Kamera auf

der Brust und dem Buschmesser in der Faust, hieb er sich durch den Busch. Er hatte nicht einmal Schuhe an. Schweißtriefend und zerschrammt kam er endlich wieder an.

„Drei Fotos!“, triumphierte er, indem er zu uns in den Einbaum stieg.

„Und wie war es?“

„Diese drei Bilder sind ein Vermögen wert!“

„Wenn sie geworden sind.“

„Das ist unwichtig. Die Plagerei müßte bezahlt werden! Dieser Busch ist eine wahre Hölle!“

„Die Affen hausen zeitlebens drin“, antwortete ich.

Günther warf mir einen vernichtenden Blick zu und stieß das Kanu vom Ufer ab.

Er hatte jedoch recht, und so manches Bild wurde sauer erkämpft. Hinterher sieht man das dem Foto gar nicht mehr an.

Als wir ein Krokodil weitab vom Fluß auf einer Sandbank liegen sahen, pirschten wir uns mit den Kameras an. Diese stumpfschnauzigen Kaimane sind auf Land sehr scheu, während sie sich im Wasser vor nichts zu fürchten scheinen. Diesmal hatten wir uns vorgenommen, das Tier nicht nur zu photographieren, sondern obendrein seine Haut zu erbeuten und ein gutes Schwanzstück in den Kochtopf zu legen. Günther trug das Gewehr, dessen beide Läufe mit Kugelpatronen geladen waren.

Auf großem Umweg schlichen wir uns vom Walde her an. Wir trugen leichte Segeltuchschuhe und die wettergebleichten Shorts. Die Sonne brannte in mittäglicher Glut.

Mit dem Triotar kam ich ganz gut zum Schuß. Ein kleines Buschwerk deckte mich. Ich setzte das größte Teleobjektiv ein und war zufrieden. Daraufhin verzichteten wir auf die Deckung, machten uns ganz klein und schoben uns vorsichtig noch weiter an das still auf der Sandbank liegende Krokodil heran. Günther ging mit dem Gewehr in Stellung. Plötzlich raste das Tier mit unglaublicher Schnelligkeit über den Sand, um den Fluß zu erreichen. Ich drückte auf den Auslöser. Günther schoß. In diesem Augenblick tauchte in der Schußrichtung Inge auf. Die Kugeln fegten über das Wasser, hinterließen eine deutliche Schaumspur, gingen haargenau an Inge vorbei und fuhren weit draußen in den Fluß.

Das unverletzte Krokodil hörte vom Wasser aus zu, wie Inge uns wegen unseres Jagdeifers lobte. Sie hatte nämlich keine Ahnung, daß wir zu schießen gedachten.

Im Wasser liegende Kaimane kennen überhaupt keine Scheu. Sie stecken



Nase und Augen aus dem Wasser und rühren sich nicht. Es gibt Tümpel, Seen und Buchten, wo sie zu Dutzenden, sogar zu Hunderten auf Beute lauern. Wehe dem, der hier ins Wasser geht! Kommt ihnen ein Kanu gar zu nahe, dann sinken sie langsam in die Tiefe. Abgegebene Schüsse machen keinen Eindruck auf sie. Erst bei einem Treffer ist im Wasser der Teufel los.

Die Begegnung mit Tieren hat ihren besonderen Reiz. Wenn man die Lebensweise der Tiere kennt, braucht eine solche Begegnung durchaus nicht immer gefährlich zu sein. Vielleicht darf ich einmal ein Stück aus meinem Buche „Weiter Weg in Tropenglut“ hier einfügen:

„Der Morgen graute. Sobald sich der erste rötliche Schein am Osthimmel zeigt, ist in der nächsten Viertelstunde mit der Helligkeit zu rechnen. Eine Dämmerung gibt es kaum.

Ich kroch aus der Decke, nahm die Winchester und ging über die breite Sandbank zum Mato hinüber, um mir den erwachenden Tag zu ansehen. Schildkrötenspuren liefen vor mir her durch den hellen, feinen Sand. Viele andere Spuren sah ich, die ich zu deuten versuchte. Hier hatte ein Hirsch seine Trittsiegel hinterlassen, dort lief eine Trappenspür zum Wasser. Der Sand erzählte eine lange Geschichte. Es ist die ewige Geschichte vom Werden, Leben und Vergehen.

Als ich zum Mato hinüber kam, war vor mir eine schmutzige Pfütze, die wie ausgestorben unter überhängenden Büschen lag. Aber viele Kaimanspuren verrieten das Gegenteil. Auf dem Grund dieser Pfütze war allerhand los.

Die Kaimane sind ein feiges Volk. Sie können nur im Wasser gefährlich werden. Nachts kommen sie auf die Sandbänke, um Schildkröteneier zu suchen.

Langsam schlenderte ich am Rande des Urwaldes dahin. Er lag verfilzt und undurchdringlich mir zur Rechten. Nur an einigen Stellen war er so licht, daß man ihn betreten konnte. Wir gehen oft hinein, wenn wir für den Kochtopf etwas holen müssen.

Plötzlich war vor mir der Teufel los! Ein Jaguar lag in einer Astgabel, riß seinen Rachen auf und brüllte los, daß mir für einen Augenblick das Herz in die Hosentasche rutschte. Er war kaum einen Lassowurf von mir entfernt. Seltsamerweise fiel mir in diesem Augenblick die alte Schulweisheit ein, daß ein Jaguar nicht brüllt, sondern eigenartig raunzt. Das stimmt, aber in zwanzig Meter Entfernung ist es ein raunzendes Gebrüll, das kein Ende nimmt.

Das Ziel der Wustmann-Expedition waren verschiedene Indianerstämme. Hier sehen wir eine Karajá-Indianerin. Die Karajás sind geschickte Keramiker. Sie wohnen auf der großen Insel Bananal im Rio Araguaia und gelten seit langer Zeit als befriedet.



Ich riß die Winchester hoch, um den Angriff abzuwehren. Da fiel ein Stück weiter links ein zweiter Jaguar in das Gebrüll ein. Wahrscheinlich war es ein Pärchen, das ich gestört hatte. Den zweiten sah ich nicht. Der mir gegenüberliegende, ein Exemplar in Tigergröße, drehte und wendete während des Gebrülls seinen Kopf, ohne mich aus den Augen zu lassen. Es war ein großartiges Bild. Wie immer in solchen Augenblicken lag die Kamera im Zelt.

Langsam zog ich mich zurück. Das Gebrüll der beiden Jaguare hielt ohne Unterbrechung mindestens zehn Minuten an. Sie waren gereizt und schienen nur auf den Moment zu warten, in dem ich den Mato betrat.“

Nach monatelanger Kanufahrt erreichten wir eine Siedlung der Karajá-Indianer. Wir hatten so manches Abenteuer überstehen müssen und waren mit der Wildnis längst vertraut geworden. Unsere Haut war braun wie Leder, unsere Körper waren voller Narben und von Mücken zerstoichen. Trotzdem blieben wir Weiße, weiße Eindringlinge, die aus einem fernen Land kamen, um Indianer zu besuchen. Bei den Karajá-Indianern bestand für uns keine Gefahr. Sie haben den aussichtslosen Kampf gegen die Weißen aufgegeben, doch kämpfen sie immer noch gegen andere Indianerstämme, sobald sie ihnen begegnen.

Der brasilianische Indianerschutzdienst ist bestrebt, diese Begegnungen zu vermeiden. Nur wenigen Weißen wird der Besuch eines Indianerdorfes gestattet, denn es gilt, einige hundert Stämme zu befrieden und sie vor den schädlichen Einflüssen der Zivilisation zu schützen. Eingeschleppte Krankheiten und Alkohol können unter den Indianern verheerend wirken. Ganze Stämme sind daran zugrunde gegangen.

Wir führten unsere Expedition in Zusammenarbeit mit dem Indianerschutzdienst durch und gingen erst einmal bei den Karajás für einige Wochen an Land. Es war eine unvergleichbar schöne und interessante Zeit. Die Indianer zeigten sich uns gegenüber sehr freundlich, denn sie hörten auf ihren Häuptling Uata-u, der mit den Weißen in Frieden leben wollte. Wir filmten ihr Leben und nahmen ihre Gesänge auf.

Uata-u war groß und stark. Er trug fast immer eine Körperbemalung. Tagsüber zog er eine Art Badehose an, die ihm der Indianerschutzdienst übergeben hatte, doch ging er abends nackt. Er war unser guter Freund und Helfer, nur durften wir ihm nicht zu viele Fragen auf einmal stellen. Sobald er glaubte, daß wir ihn aushorchen wollten, ging er mit freundlichem Lächeln davon und kam nicht wieder.

Die Karajás sind Flußindianer. Sie leben hauptsächlich vom Fischfang und halten es für überflüssig, Mais und Reis anzubauen. Hinter jeder Palmhütte stehen einige Bananenbüsche, und irgendwo wächst Maniok, also eine Knollenfrucht, die ihnen die Kartoffel ersetzt. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen. Der Indianerschutzdienst gibt ihnen Buschmesser und andere nützliche Gegenstände, auch versorgt er sie mit Fleisch



Wir filmten das Leben der Karajá-Indianer.

und Milch. Zu diesem Zweck unterhält er in der Nähe eine eigene Viehfazenda.

Die Karajá-Indianer werden nicht mehr lange in ihrem Urzustand leben können. Wahrscheinlich sind sie der nächste Stamm, der unserer Zivilisation anheimfallen wird. Sie leben in einem Gebiet, das allmählich in die wirtschaftliche Erschließung des Landes einbezogen wird. Wir lernten sie noch als prächtige Naturmenschen kennen. Sie bereiteten uns keine Schwierigkeiten, doch hüteten wir uns, gewaltsam in ihr Leben einzudringen. Indianer sind sehr empfindsame Menschen. Ihre freundschaftlichen Gefühle können durch ein unbedachtes Wort in Feindschaft übergehen. Es gibt zwischen ihnen und uns Weißen Grenzen, die sich nicht ohne weiteres überbrücken lassen.

Uata-u stand uns treu zur Seite. Damit ich besser arbeiten konnte, trug er oft die EXAKTAs, die Filmkamera oder das Stativ. Alle freuten sich, wenn sie für ihre Behilflichkeit etwas bekamen. Sie waren niemals unverschämt, begnügten sich mit etwas Tabak und nahmen eben das, was wir ihnen schenkten. Wir gaben ihnen auch Buschmesser, Scheren usw. Die Kinder erfreuten wir mit Luftballons.

„Hütet euch vor den Indianern!“, warnte man uns vor dem Antritt unserer Expedition. „Viele gehen auf Mord aus, und die anderen stehlen wie die Raben.“

Uns haben sie nichts gestohlen. Der Indianer ist tatsächlich besser als sein Ruf. Wenn wir etwas verloren hatten, brachten es unsere indianischen Freunde wieder. —

Mit Booten und einem Flugzeug ging es weiter. Wir kamen zum Rio Tocantins und stellten dort eine Karawane zusammen, die aus acht Personen und zehn Reit- bzw. Packtieren bestand. Über die Erlebnisse bei dieser Exkursion berichte ich ausführlich in meinem Buch „Crao, Indianer der roten Berge“.

Nach tagelangen Ritten erreichten wir das Dorf der Crao-Indianer. Zwei Dörfer der Crao stehen seit langem mit dem Indianerschutzdienst in Verbindung, doch erhielt dieses dritte Dorf, was wir besuchten, noch keinen Besuch durch Weiße.

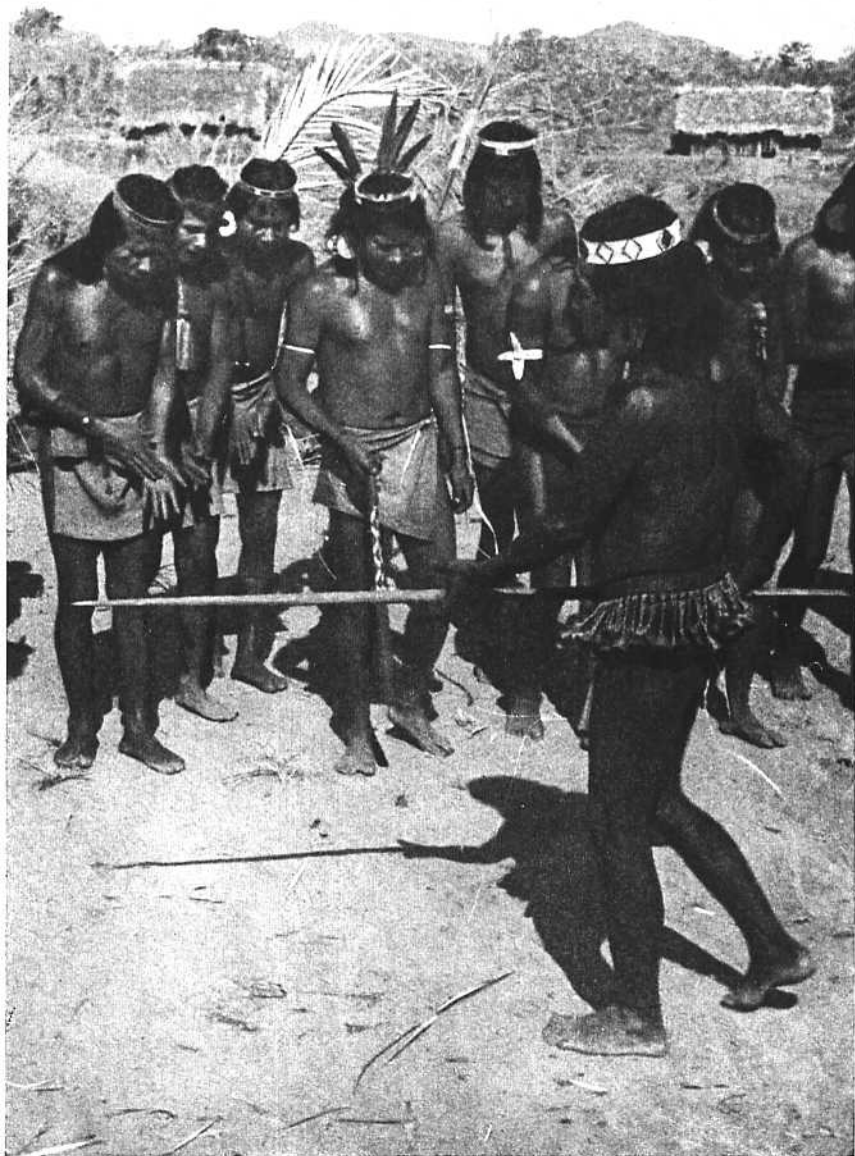
Im Dorf angekommen, schickten wir unsere Begleiter zurück und blieben zu dritt wochenlang bei den Crao, um ihr Leben kennenzulernen. Sie zeigten sich uns gegenüber sehr freundlich. Am zweiten Tag unseres Dortseins zogen sie aus, um den Präfekten zu erschlagen, der sich in der Nähe aufhielt. Sie stellten es uns frei, mitzukommen. Wir verzichteten gern darauf, auch entkam der Präfekt dank seines guten Pferdes.

Einmal zeigten sie große Lust, uns in die ewigen Jagdgründe zu befördern. Eines Abends vereinbarten wir mit dem Häuptling, daß am nächsten Morgen etwas länger als sonst getanzt würde, damit wir filmen konnten. Als der Morgen jedoch kam, wollten die Männer jagen gehen. Plötzlich standen einige Dutzend Indianer mit Bogen, Pfeilen und Keulen bewaffnet in recht unfreundlicher Haltung um uns herum. Wir retteten die Situation, indem wir zehn Meter Rollentabak verteilten. Danach wurde getanzt, und später gingen wir alle auf die Jagd. Immer wieder werde ich von Fotofreunden gefragt: „Wie benahmen sich die Indianer vor der Kamera?“

Die meisten Indianer, mit denen wir zusammenkamen, wußten mit einer Kamera nichts anzufangen. Wir hüteten uns, die Kameras bei der ersten Begegnung herauszuholen. Tagelang ließen wir sie im Gepäck. Dann holten wir sie hervor und nahmen alles andere, nur keine Indianer auf. Wir knipsten Tiere und Pflanzen, schließlich die Hütten und das Dorf.

Während wir uns mit anderen Dingen beschäftigten, baten wir die Männer und Kinder, die Kameras zu halten. Sie sahen von selber durch den Prismensucher und fanden alles wunderbar. Zuletzt hatten sie nicht die geringste Scheu vor den Apparaten.

Umherstreifende Karajá-Indianer waren mehrmals mit Jagdexpeditionen zusammengekommen. Wir trafen sie auf einer Sandbank.



Kriegstanz der Crao.

Abbildung auf Seite 18: Mit Vorliebe zähmen die Kinder junge Tiere. Hier ist es ein Strauß.

Abbildung auf Seite 19: Das Stammeszeichen sind ausgeweitete Ohrläppchen und die darin befindlichen Holzscheiben. Ein beliebter Schmuck sind Baststreifen. Selbst daraus spricht die große Naturverbundenheit der Crao.





Um den Sonnenuntergang aufzunehmen, hatte ich das Teleobjektiv in der EXAKTA. Da liefen mir diese Karajás in den Weg. Ich nützte die Gelegenheit und knipste.

„Nicht doch!“ rief ein älterer Indianer und winkte heftig ab.

„Wenn ihr uns fotografieren wollt, müßt ihr bezahlen!“

„Ich will euch doch gar nicht fotografieren“, erklärte ich ihm.

„Warum nicht? Alle Turis (Christen) wollen uns fotografieren.“

„Und was verlangst du dafür?“

„Die Leute mit viel kleineren Gläsern am Apparat geben mir für jedes Bild zehn Cruzeiros (das sind etwa 50 Pfennig). Du hast ein großes Glas davor und mußt das Doppelte bezahlen.“

Wir lachten über seine Unverschämtheit, und bevor er es sich versah, hatte ich ihn dreimal unbemerkt auf den Zelluloidstreifen gebracht. Diese halbzivilisierten Indianer sind mitunter gefährliche Burschen. Als sie sahen, daß wir ein vollbeladenes Kanu besaßen, drängten sie sich auffallend an uns heran. Ich zog die Pistole, warf sie in die Luft, fing sie auf und steckte sie wieder ein. Günther und Inge fingen an, ihre Pistolen zu reinigen. Daraufhin zogen sich die Indianer zurück. Wir gaben ihnen noch Reis und Bohnen, einen kleinen Geldschein dazu und waren froh, als sie die Sandbank verließen, um weiter oben am Fluß ihr Lager aufzuschlagen.

Es ist nicht immer einfach, mit Indianern umzugehen. Wir arbeiten mit dem Indianerschutzdienst zusammen, dessen Schwur lautet: „Lieber töten lassen, aber nicht töten!“ So manche Expedition blieb diesem Grundsatz treu und blieb für immer in der Wildnis. Viele Männer des Indianerschutzdienstes wurden von den Indianern umgebracht, ohne daß sie nach der Waffe gegriffen hätten. Wir wollen, daß die Indianer das Vertrauen zu den Weißen wiedergewinnen. Die Indianer haben mit den Weißen solche schlechten Erfahrungen gemacht, daß ihr Haß begründet ist. Ganze Stämme wurden gewaltsam umgebracht. Kleinere Metzeleien reichen bis in unsere Zeit hinein.

Der schönste Erfolg unserer Expedition ist wohl der, daß wir von allen Indianern als Freunde schieden. Die Crao waren traurig, als wir sie verließen. „Geht nicht zu den Nachbarstämmen“, sagten sie beim Abschied, „sie würden euch umbringen, und wir müßten dann sehr traurig sein.“ —

Ein Flugzeug brachte uns den Amazonas hinauf nach Manaus, einer sehr schönen Stadt mit etwa hunderttausend Einwohnern. Dort rüsteten wir zu einer neuen Fahrt in fast unbekannte Gebiete. Die Regenzeit hatte eingesetzt. Was das bedeutete, war uns von vornherein klar, doch

Junge Crao-Indianerin beim Stampfen der Maniokwurzeln.



konnten wir unsere Arbeiten nicht abbrechen. Wir führen den Rio Negro hinauf und kamen zum Äquator. Die Hitze lag täglich bei 45 Grad. Schwere Regenfälle gingen nieder. Die Erde dampfte.

Jetzt begann nicht nur für uns, sondern auch für die Apparate die schlimmste Zeit. Alles verschimmelte und verrostete. Die Bakterien bombardierten uns. Das Wasser des Rio Negro stieg täglich, denn der gewaltige Amazonas, dessen Breite bei Manaus etwa 30 Kilometer beträgt, steigt während der Regenzeit um 18 Meter, so daß der Urwald weithin unter Wasser steht und die Breite des Stromes nicht mehr zu errechnen ist.

Unsere ganze Sorge galt den Apparaten. Es kam ein Pilz auf, der das Glas angriff. Ein Teleobjektiv zeigte bereits die Verästelungen des Pilzes, ebenso wurde der Stereovorsatz angegriffen. Um beides zu retten, wendeten wir alle möglichen Mittel an. Nichts nützte. Schließlich legten wir beides in Benzin, was dann tatsächlich geholfen hat.

Von nun an mußten wir täglich Waffen und Apparate reinigen. Das Filmmaterial war in einer wasserdichten Kiste aus Cedernholz untergebracht. Andere Expeditionen hatten vor uns zur Trockenhaltung der Filme Chemikalien angewendet und das Material in verlöteten und sogar luftleeren Blechkisten untergebracht. Sie kamen oft genug mit verdorbenen oder arg angegriffenen Filmen zurück. Ich beschloß, nichts anzuwenden. Nach Möglichkeit öffneten wir die Kiste um die Mittagszeit, wenn die Sonne am höchsten stand. Auf dem Material lag ein Hygrometer, damit wir die Luftfeuchtigkeit ablesen konnten. In der Kiste betrug sie ungefähr 50 Prozent. Die Filme wurden nur tagsüber in den Kameras gelassen, doch kam es vor, daß sie tagelang drin lagen. Ich verwendete das handelsübliche Filmmaterial, das laut Anweisung nicht tropenfest ist, auch war es nicht besonders verpackt. ORWO-Wolfen lieferte das Material lediglich in dreifacher Schachtelpackung. Nach sechsmonatiger Expedition wies das gesamte Material nicht die geringsten Witterungseinflüsse auf.

Die EXAKTAs überstanden nicht nur die Sandstürme am Rio Araguaia, sondern trotzten auch der Hitze und Feuchtigkeit. Die eine Kamera ging zur Erinnerung an gemeinsam bestandene Gefahren und Abenteuer in Günthers Besitz über, während die andere ohne Überholung auf der Leipziger Messe ausgestellt und als neu angesehen wurde.

Viele Expeditionen scheiterten im oberen Gebiet des Amazonas. Schlangen, Raubtiere, Piranhas und Krokodile sind den Bakterien angemessen harmlos. Der Buschmeister gilt als die gefährlichste Schlange, die so wie der schwarze Jaguar fast immer anzugreifen pflegt. Indianer lauern mit Giftpfeilen im Busch. Die Stromschnellen haben so manches Kanu zum Kentern gebracht. In Reisebeschreibungen aus diesem Gebiet wimmelt es von Abenteuern jeglicher Art. Wer



Ich verabschiede mich vom Häuptling der Crao.

schreibt jedoch von den Bakterien? Man sieht sie nicht, und man hält sie für uninteressant. Dabei sind sie die größte Gefahr! Sie haben viele Weiße, Caboclos und Indianer umgebracht. Ganze Dörfer starben aus, Expeditionen wurden durch sie hingemordet.

Auch uns erwischten sie. Inge bekam Vereiterungen und kehrte nach São Paulo zurück. Ich landete todkrank im Hospital von Manaus. Günther half mir wieder auf die Beine. Wir sind abermals in den Busch gegangen, bis wir endlich im Flugzeug saßen, den größten Urwald der Welt überflogen und in São Paulo landeten. Erfolgreich hatten wir eine Expedition zu Ende geführt.

Es gab für mich kein langes Verweilen. Ich flog nach dem Süden von Brasilien, flog nach Bahia und erlebte eine unvergeßlich schöne Zeit unter der dortigen braunen Bevölkerung. Dann ging es weiter nach Bolivien und Peru. 36 000 Kilometer legte ich in Südamerika zurück. Vierzehn Monate dauerte die Reise.

Brasilien ist ein Land der Gegensätze. Ich spreche nicht von der Armut und dem Reichtum in den Städten, von den Wolkenkratzern und kleinen Hütten, sondern von der geographischen Lage des Landes. Es ist fast so groß wie Europa und reicht vom Äquator bis zum 30. Grad südlicher Breite. Wer es durchreist, muß sich auf gewaltige Temperaturschwankungen gefaßt machen. Ich habe an der Eismeerküste nicht so gefroren wie in Brasilien. Die Winter können in São Paulo und südlicher so kalt sein, daß die Kaffeesträucher und Palmen erfrieren. Von der heißen Stadt Rio de Janeiro kommend, landet man ganz plötzlich im eiskalten São Paulo. Ich habe frierend im Flughafen von São Paulo gesessen und landete einige Stunden später im glutheißen Interior. In den fast deutschen Städten Blumenau und Joinville ist es klimatisch anders als in der Fieberhölle des Amazonas. Wer aus Europa kommt, muß sich akklimatisieren. Hat man sich nach Monaten an die Hitze gewöhnt, friert man um so mehr, wenn der südliche Winter kommt. Diese ungeheueren Schwankungen haben selbstverständlich auch die Apparate mitzumachen. Ich spürte es deutlich an den Trockenbatterien des Tonbandgerätes, die im gemäßigten Klima etwa vierzig Betriebsstunden aushielten, im feuchtheißen Amazonasgebiet dagegen mit fünfzehn Stunden verbraucht waren.

In Bolivien und Peru kamen die Höhenunterschiede dazu. Ich setzte die Arbeit in 4000 Meter Höhe fort und ging auch noch höher hinauf. Die höchsten, schneebedeckten Berge der Kordilleren nahm ich aus 7000 Meter Höhe vom Flugzeug aus auf.

Hier oben lag ich im ewigen Kampf mit Licht und Schatten. Grelles Licht und nachtschwarze Schatten schufen unerwünschte Kontraste. Ich wurde auch damit fertig. Vom Titicacasee bis zu den peruanischen Inkastätten reihten sich die Bilder und Erlebnisse aneinander. Die Zeit verging viel zu schnell.

Als mein Schiff den Hafen von Rio verließ und die Nacht auf Meer und Berge sank, habe ich noch lange an der Reling gestanden. Hinter mir lag eine erlebnisreiche Zeit, ein Jahr härtester Arbeit, eine Zeit der Abenteuer. Ich fand viele Freunde in diesem Land. Die einen waren Weiße, die anderen Neger und Indianer.

Einige Schiffspassagiere kamen an mir vorbei und hatten ihre Kameras trotz der späten Abendzeit noch schußbereit am Riemen hängen. Ich aber packte die Apparate weg, streckte mich behaglich auf einem Liegestuhl aus und träumte durch die Nacht zu den hellen, hohen Sternen hinauf.



IHAGEE KAMERAWERK AG i.V., 8016 DRESDEN